

Über den Graben Weg

Autor(en): **Keller, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **15 (1914-1915)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

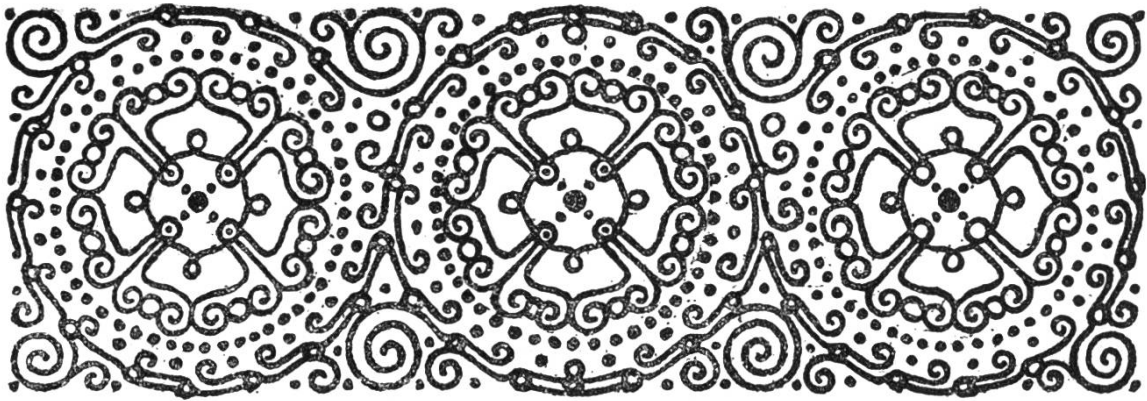
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ÜBER DEN GRABEN WEG.

Der diesjährige erste August vereinigte in unsern hohen Bergtälern wie nie zuvor eine wirkliche Schweizerfamilie. Wir waren „unter uns“. Das Fremdländische trat wohl an den meisten Orten zurück und übertönte nicht wie sonst in den engen Gassen unserer Bergdörfer die trauten Laute der Heimat. Diese Ferienwochen waren wohl für viele Schweizer die erste Gelegenheit sich wieder etwas näher mit Vertretern anderer Landesteile zu berühren und sich über die nationalen Fragen auszusprechen, die uns am Herzen liegen. Der nationale Feiertag, die Schönheit unseres Landes, die gemeinsame Not konnten uns willig machen, dies in einem verständlichen und brüderlichen Geiste zu tun.

So ging es mir, und ich reichte im Geiste beide Hände über den Graben weg, der das letzte Jahr zeitweise uns zu trennen drohte. Da kommt, unerwartet, ein Freund aus der Westschweiz auf meine Ruhebänk zu. Ich freue mich noch herzlicher als sonst. Wie konnte es anders sein, als dass wir nach zwei, drei Worten mitten in den Fragen drin standen, die heute alle Welt bewegen!

„Vous êtes donc très boche, hein?“

Ich fühle, dass da Steine, wenn auch kleine, harmlose, über den Graben fliegen und bin verletzt, dass ein Schweizer auch nur einen kleinen oder vermeintlichen Teil meines Denkens mit diesem Schimpfwort zu benennen wagt. Die Antwort fällt spitzer aus, als es meiner bisherigen Stimmung entsprach. Ich protestiere gegen diese Bezeichnung, und im Nu sind wir mitten in der heftigsten und hoffnungslosesten Diskussion, die uns zu entfremden droht.

Dieses kleine Erlebnis wird sich in diesen Wochen, wo man sich häufiger begegnet, tausendfach repetieren, wenn man nicht vorzieht, sich vorsichtig auszuweichen. Wo jetzt über den Krieg und unsere Stellung zu ihm diskutiert wird, droht immer wieder die Gefahr einer Verstimmung oder Entfremdung. Man hackt sich an eine Einzelheit, an die Lusitania oder an die giftigen Gase oder an die Schuldfrage, wer hat angefangen? Wer ist schuld? Man löst so einzelne Tatsachen aus ihrem weitverzweigten Zusammenhang und vergisst, dass sich in diesem ungeheuren Weltgeschehen kein Wort, keine Tat isolieren lässt. Man gruppiert einseitig ausgewählte Tatsachen zu Beweisen und merkt nicht, wie leicht das Denken dem Affekt gehorcht, wie gern es die Wahrheit auf Bestellung liefert. Das Resultat solcher Diskussionen ist regelmäßig nicht ein Gewinn an neuen Gesichtspunkten, eine Verständigung, sondern Zwietracht oder Entfremdung.

Am andern Tage suchte ich meinen Freund auf. Als er, gewitzigt durch die vorherige Unterhaltung, von Unverfänglichem anfangen wollte, sagte ich ihm: „Nein! Wir müssen als Schweizer auch über dieses schwierige Thema miteinander reden können, so reden können, dass die Spannung der Gedanken nicht zu einer Spannung der Persönlichkeiten wird.“

Dieser Anstrengung sind diese Zeilen entsprungen. Die wenigsten von uns haben die Ruhe, den Überblick, das Verständnis für die verschiedene Volksart, um mit wirklichem Gewinn über unsere verschiedene Stellung zum Kriege hinüber und herüber sich unterhalten zu können. Wir müssen daher immer wieder vor allem andern einen gemeinsamen Boden finden, auf dem wir uns überhaupt begegnen können, wenn wir uns nicht über den Graben hinüber einfach anschreien wollen. Wir sollten es uns zur Pflicht machen, in jeder Diskussion auszugehen von dem, worin wir *alle* unbedingt einig sind, und nicht zuerst das hervorzerren, worin wir auseinandergehen. *Einig* sind wir im Westen und im Osten in dem Willen, die Unabhängigkeit und Freiheit unseres Staatswesens mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten. *Einig* sind wir in unserer Anstrengung, die politische und wirtschaftliche Selbständigkeit unseres Volkswesens und seine seelische Eigenart unangetastet zu erhalten, soweit das im Zeitalter des internationalen Verkehrs überhaupt möglich ist. *Einig* sind wir in unserm Wunsche, mit unserm Besten

an der menschlichen Kultur mitzuarbeiten, die uns an den verschiedenen Grenzen verschiedenartige Aufgaben stellt. Einig in dem Verlangen, mit allen Nationen um uns her im Frieden zu leben. Wir sind auch einig — und damit kommen wir der Beurteilung des Krieges schon näher — in der Verurteilung jedes Bruchs des Völkerrechts, jeder unnütz grausamen Art der Kriegsführung, jedes Verbrechens gegen die Menschlichkeit. Wir dürfen hinzufügen, ohne unserer neutralen Stellung etwas zu vergeben, dass wir auch einig sind in einer mit unserer ganzen Geschichte gegebenen Sympathie für demokratische Prinzipien. Einig sind wir auch in der Anerkennung, dass kein Volkstum oder keine besondere Rasse oder Kultur in unserem Staatswesen eine Hegemonie beanspruchen darf, dass keinem Volksteil das Privileg einer allein gültigen Auslegung echter Schweizerart verliehen ist, dass wir in besonnener Selbstbeschränkung die Verschiedenartigkeit unseres Volkswesens anerkennen, ja als ein hohes kulturelles Gut empfinden und willig die Aufgaben auf uns nehmen, die sich daraus ergeben.

Das ist schon ein breites Stück gemeinsamen Bodens, auf dem recht verschiedenartige Menschen zusammen Platz finden können, um von diesem sichern Felsen aus in das Brausen der Welt um uns her hinabzublicken.

Das genügt aber den wenigsten, namentlich der Westschweiz nicht. Sie will, dass wir uns mit ihr empören über die Verletzung der belgischen Neutralität, uns auflehnen gegen den Militarismus etc. Sie ruft uns vorwurfsvoll immer wieder zu: Belgien! Lusitania! Kriegsgreuel! Giftige Gase! Militarismus! und will mit diesen Worten uns einen Stachel in das träge Gewissen bohren.

Gemach! Sind wir denn nicht einig in der Verurteilung jedes Bruchs des Völkerrechts, jeder Missachtung der Menschlichkeit? Ich denke doch. Ich schlage aber für die Diskussion vor, dass wir uns vorläufig aus dem Bereiche jener explosiven Wörter etwas entfernen — sie könnten sonst unter uns wieder explodieren — und in einer ruhigen Zone uns zunächst einmal darüber zu verständigen suchen, wie und von wo aus wir über den Krieg disputieren wollen, wenn wir es doch nicht lassen können, und von welchen Grundsätzen geschichtlicher und politischer Beurteilung wir überhaupt ausgehen wollen. Vielleicht gewinnen wir aus der Klärung einiger Vorfragen und Voraussetzungen eher die Möglichkeit einer

Verständigung als aus der heißen Erregung der unmittelbaren Beurteilung von einzelnen Tatsachen. Wir sehen vielleicht auch erst so die Probleme in ihrer eigentlichen Tiefe, die nicht nur in die Geheimschränke der Generalstäbe und Kabinette, sondern in den Urgrund des menschlichen Daseins selber hinabreicht.

Ich schlage vor, dass wir uns einmal, anstatt über die Lusitania und die giftigen Gase über die Vorfrage unterhalten, welche Rolle die Gewalt bisher überhaupt in der Geschichte gespielt hat, ob sie als geschichtsbildende Macht heute schon ausgeschaltet werden kann, wie weit überhaupt ihre Anwendung im Kriege berechtigt sei. Dass der Krieg kein Schachspiel ist und nur in moralischen Ferien der Menschheit geführt wird, dass zum Kriege die Gewalt gehört, darüber hat sich der erste britische Seelord ebenso rücksichtslos ausgesprochen wie die „Anweisungen für den Landkrieg.“ Wo aber Gewalt geschieht, wenn sie nicht pädagogischen Absichten gehorcht, da wird immer die Würde des Menschengeschlechts verletzt. Wenn sich Menschen und Völker nun schon einmal in diesen exempten Zustand hineinbegeben, kann ich wohl zu einer Entrüstung über eine Gewalttat kommen, aber noch viel näher ist mir die Trauer über die allgemeine Verletzung der Bestimmung der Menschheit, die in der Freiheit liegt und die Verurteilung *aller* Wege, die hüben und drüben schließlich zur Anwendung der Gewalt führen. Wir werden dann nicht erst anfangen uns zu entrüsten, wenn die Bomben fliegen, sondern müssen in unsere Entrüstung einbeziehen auch die politischen Machinationen und Wühlereien, die vorausgingen, die wirtschaftlichen und diplomatischen Minen und Gegenminen, die lange vor dem Kriege hüben und drüben angelegt wurden. Es geht dann nicht an, zu zetern über die Bombenwürfe auf London und zu schweigen, wenn Karlsruhe bombardiert wird oder die Verletzung der Rechte der Neutralen durch Deutschland und England prinzipiell sehr verschieden zu bewerten. Die einzelne Tat ist nur in einem umfassenden geschichtlichen Zusammenhang zu beurteilen. Dabei ist dann die weitere Überlegung, bei der sehr viel temperamentvolle Aufgeregtheit zerfließen kann, wie weit dieser geschichtliche Zusammenhang reichen soll. Denn man kann nirgends einen Strich unter die Geschichte machen und sie an einem bestimmten Punkte neu anfangen lassen. Sie reicht überall mit alten unaufgehobenen Spannungen, mit alten unbeglichenen Rechnungen in eine augen-

blickliche Situation der Völker hinein. Soll das elsässische Problem von 1871 oder von 1681 an betrachtet werden? Wann hat der heutige Krieg angefangen? Sicher nicht im Jahre des Unheils 1914. Wer die Geschichte in einem großen Zusammenhange und ihre wirkenden Motive und Kräfte in der Tiefe spielen sieht, der kann sein Urteil nicht mehr angesichts einzelner Geschehnisse bilden. Ein bißchen Geschichtsphilosophie dürfte so als Blitzableiter für die erste überschüssige Erregung dienen, die in heftigen Diskussionsgewittern sich entladen will.

Wir dürften uns eine nachfolgende Diskussion auch durch die moralische Anstrengung erleichtern, die in der Besinnung liegt, dass man wirklich eine und dieselbe Sache in guten Treuen verschieden beurteilen kann. Erinnern wir uns doch jedesmal, dass der andere weder ein Dummkopf noch ein Schuft zu sein braucht, wenn er anders denkt als wir es gewohnt sind. Es ist mit der Eigenart der Schweiz gegeben, dass wir unsere verschiedenen Nachbarn verschieden gut kennen und daher auch verschieden beurteilen. Wir glauben unsern romanischen Eidgenossen ohne weiteres, dass sie Frankreich besser kennen als wir, dass sie sich in seine Seele unmittelbarer einfühlen und seinem Werte gerechter werden können als die Deutschschweizer mit ihren oft so oberflächlichen Redensarten von französischer Frivolität und Decadence. Unser Zutrauen zu ihrem Urteil eröffnet uns auch einen Zugang zu fremden Volkswerten, den wir durch unsere eigene Anstrengung nur schwer fänden. Aber dürften *uns* unsere welschen Brüder nicht auch zutrauen, dass *wir* nun deutsches Wesen besser verstehen und wissen, dass es nicht erfasst und ergründet ist, wenn man es kurzerhand als Militarismus oder gar Barbarei abtut? Ist das eine Vertrauen nicht das andere wert? Ermöglicht uns nicht der eine Volksteil unseres Landes immer wieder ein gerechteres und verständnisvolleres Urteil über ein Nachbarvolk, weil er eben allein die Kongenialität besitzt, die für ein tiefes Verständnis nötig ist? Nehmen wir den vielgescholtenen Militarismus. Wir können alle einig sein, dass wir es persönlich nicht aushielten unter der Fuchtel eines gesinnungstüchtigen Landrats oder in der vorgeschriebenen Bekenntnisuniform der preußischen Landeskirche und den Militarismus nach dem Exempel von Zabern herzlich verabscheuen. Und doch können wir im deutschen Militarismus ein

Problem auftauchen sehen, das durch den Hinweis etwa auf die militaristischen Exzesse von Zabern durchaus nicht erledigt ist, sondern für uns selbst durchaus lebendig und diskutabel erscheint — das Problem von Autorität und Freiheit. Es existiert für jedes Zusammenleben von Menschen. Solange die Menschheit unterwegs ist, kommt sie weder mit der Autorität noch mit der Freiheit allein aus. Es liegt eine Spannung zwischen diesen Prinzipien, die offenbar notwendig und eine Feder des Fortschritts ist. Sich auf diese Spannung zu besinnen, die man unter den europäischen Völkern in verschiedenen Graden und mit ihren Vor- und Nachteilen sehen kann, tut gut und hindert uns, uns einseitig auf das Prinzip der Autorität oder der Freiheit zu versteifen, wie es in unsern Diskussionen meist der Fall ist.

Endlich noch eine Voraussetzung völkerpsychologischer Natur. Die welsche Schweiz denkt heute absolutistisch, das heißt, sie geht in der Beurteilung mehr vom Absoluten aus, von der moralischen Idee, von der unantastbaren Rechtsnorm und meistert so die Völkerbeziehungen von der Höhe philosophischer und moralischer Prinzipien aus. Der Calvinismus wirkt da unverkennbar nach. Die deutsche Schweiz denkt, vielleicht abgesehen von den Religiös-Sozialen, mehr geschichtlich, das heißt relativistisch. Sie weiß, dass die Geschichte nicht aus der Idee herauswächst, wenigstens nicht allein, dass neben der Idee, dem moralischen Postulat, noch andre dumpfe irrationale Kräfte geschichtsbildend sind, deren Bemeisterung wir nur sehr allmählich nahe kommen, dass die Geschichte leider nicht nach einem Lehrbuch der Moral oder des Völkerrechts vorwärts geht und trotzdem nicht sinnlos wird. Die welsche Schweiz steht damit einem aus moralischen Forderungen geborenen Idealismus näher, die deutsche der realen geschichtlichen Wirklichkeit und einem optimistischen Evolutionismus.

Das ist aber ein Gegensatz, der nicht heute geworden ist, sondern die ganze Geschichte des menschlichen Denkens befruchtet hat: der Absolutismus der Idee, der die Welt mit Hilfe der Ideale konstruieren möchte und die geschichtliche Betrachtungsweise, die die Schranken des Ideals kennt, aber dabei das Vertrauen hat, dass die werdende Wirklichkeit, zu der auch unser redlicher Wille gehört, auch nicht vom Geist verlassen ist, wenn er auch einen mühsamen Kampf zu kämpfen hat. Aber das sind nicht Gegensätze, die ein-

ander ausschließen, sondern die einander bedürfen und gegenseitig hervorrufen. Denn ohne die genaueste und gerechteste Föhlung mit dem lebendigen Werden wird der Absolutismus der Idee zur ideologischen weltfremden Schwärmerei und ohne die Orientierung an der normsetzenden Idee wird das bloß geschichtlich empirische Denken zu einer Abdankung des Geistes vor der Gewalt des Faustrechts. Die romanischen Schweizer haben offenbar ihrer psychologischen Eigenart nach Mühe, sich auf den Standpunkt einer leidenschaftslos abwägenden geschichtlichen Betrachtungsweise herabzulassen, die vor allem *eine* Tugend besitzt: sie kann warten. Wir Deutschschweizer dagegen brauchen nicht dieselbe Anstrengung, uns zum Verständnis jenes Absolutismus aufzuschwingen, der jedem Herzen Ehre macht. Denn er hat immer und unangreiflich Recht; aber in einer andern Welt als der der harten werdenden Wirklichkeit.

Die heutigen Kriegsfragen, die uns erhitzen, führen so bei tieferer Besinnung in die letzten Fragen des menschlichen Denkens hinein. Wenn diese eine gewisse abstrakte Kühle mit sich führen, so schadet das nichts und ermöglicht leichter eine weitschauende Gerechtigkeit. Etwas mehr Kühle in der Diskussion tut uns not. Wir wollen die Wärme lieber der Pflege unserer gegenseitigen Beziehungen zuwenden, als dem Streit der Meinungen über fremde Völker.

Einen schönen Versuch, einen gemeinsamen Boden zu finden, hat der tapfere Waadtländer gemacht, der letzthin in der welschen und deutschschweizerischen Presse über den Graben hinweg so verständnisvoll für unsere Art zu uns sprach, dass er unsern Dank verdient. Wir wollen aus seinen Worten heraus nicht etwa nur die Selbstkritik hören, die er am eigenen Wesen übt, sondern die Anstrengung, Verständnis für das andere Volkstum zu schaffen und die Verschiedenheiten des Urteils, die uns trennen, auf einen Generalnenner zu bringen. Wenn er nur als berufener Vertreter der ganzen Westschweiz spräche! Wir würden ihm die Versicherung geben, dass wir die gleiche Anstrengung machen, die Verschiedenheit des westschweizerischen Denkens zunächst nicht als Mangel aufzufassen, sondern als einen besondern Reichtum in der Differenzierung und Nuancierung unseres nationalen Lebens. Der Spritzer Champagner im Blute unserer welschen Brüder wirkt auf uns manchmal wie der Rausch eines überschäumenden und unstillen Tem-

peramentes, aber dann doch auch wieder als etwas, was wir an uns selber weithin vermissen, Begeisterungsfähigkeit. Ihnen ist damit gegeben ein stärkerer Rhythmus des Lebens, eine größere Bewegtheit der Empfindung und eine größere Flüssigkeit und Leichtigkeit des Ausdrucks, die hinreissende Wucht und Gewalt des Stromes — aber was ist der Strom ohne das Ufer, das seiner Kraft Richtung, Ruhe und Schranken gibt? Die leidenschaftliche Einseitigkeit, mit der sie bis zur Schroffheit an einem Prinzip festhalten, mag uns oft als Prinzipienreiterei erscheinen, unstatthaft und unzulänglich für die Beurteilung eines komplexen geschichtlichen Vorgangs. Aber darunter empfinden die Nachdenklichen doch auch wieder eine feine moralische Sensibilität, eine Empfindlichkeit des Gewissens, das sich, unbekümmert um praktische Erwägungen, für hohe Ideale einsetzt. Feuer und Leidenschaft mögen oft den Blick trüben und zu Einseitigkeiten und Ungerechtigkeiten verführen, aber im Grunde sind es doch herrliche Dinge, die, wenn sie einer Wahrheit oder einem Recht zu gute kommen, ihnen einen wundervollen Schwung mitgeben.

Mir scheint, solche Besinnung auf das Prinzipielle, das hinter unsern verschiedenen Urteilen liegt, auf den tiefen psychologischen Grund, aus dem unsere Abweichungen hervorgehen, sei fruchtbarer als die leidenschaftlichen Anstrengungen, uns gegenseitig in Einzelheiten überreden oder überzeugen zu wollen und gebe uns Anlass zu einer höchst notwendigen Vertiefung in die verschiedenen Seiten des einen Schweizerwesens, zu jener moralisch und national wertvollen Bemühung, das Verschiedenartigste an einander zu sehen, es zu ertragen, und zu einer kulturellen Synthese zu verarbeiten, die im besonderen Sinne unsere schweizerische Aufgabe ist.

ZÜRICH

ADOLF KELLER



C'est le rôle d'un sot d'être importun: un homme habile sent s'il convient ou s'il ennuie; il sait disparaître le moment qui précède celui où il serait de trop quelque part.

LA BRUYÈRE

Il me semble que l'esprit de politesse est une certaine attention à faire que, par nos paroles et par nos manières, les autres soient contents de nous et d'eux-mêmes.

LA BRUYÈRE